

UNDOING „JAMES BOND“ - DIE DEKONSTRUKTION EINES MYTHOS

VON ELISABETH PONOCNY-SELIGER

„Mein Name ist Bond, James Bond.“ Sollten Sie auf diesen Satz stehen, ebenso wie auf Martinis, die man besser schütteln als rühren sollte, oder vertraute, immer wiederkehrende Filmsequenzen a la Bond trifft Moneypenny, Bond trifft Q, Bond verwendet seine ‚Spielzeuge‘, etc. dann gehören auch Sie zur Gruppe der Bond-Fans, die nicht verstehen können und wollen, dass die Zeiten härter geworden sind. Wir haben keinen Nerv mehr für diesen Kinderkram! „Hart wie nie!“, so titelt TV-Media und zeigt uns auf seinem Titelbild einen verletzten, verbissenen, schmutzigen Mann — einen Mann der letztlich irgendwann an seinem Job zugrunde gehen wird, an seinem unmenschlichen Job — und wir sollten ihm keine Träne nachweinen. Daniel Craig und der Regisseur Marc Forster dekonstruieren mit diesem Bond einen Mythos und zwar einen lang gedienten. Wenn man sich die alten Bonds, die gerade jetzt zahlreich die Kanäle hinauf und hinunter bespielt werden, systematisch anschaut, sieht man um wie viel sich auch Männerbilder und männliche Interaktion in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat. So sieht man in „Der Mann mit dem goldenen Colt“ (1974) noch wie der Gute (James Bond) eine Frau schlägt, um sie zur Preisgabe von Information zu zwingen — etwas was Bond heute nicht mehr tun dürfte. Dieses Verhalten bleibt heute exklusiv den Bösen vorbehalten. Wir haben miterlebt, wie Bond (Pierce Brosnan) verletzlich wurde und in „Die Welt ist nicht genug“ (1999) eine ganze Filmlänge hindurch an einer verletzten Schulter leidet, wobei er schon in „Golden Eye“ (1995) lernen musste sich mit einer weiblichen Chefin herumzuschlagen. In „Stirb an einem andern Tag“ (2002) schließlich erhält er in Halle Berry ein Bondgirl, das ihm im persönlichen Gebrauch der Lizenz zum Töten in nichts nachsteht — Jinx (Berry) tötet nämlich genausoviele Menschen wie Bond. Mißgeleitete Emanzen wie ich sahen danach schon in wahnhafter Aufbruchstimmung, dass man in künftigen Bondfilmen die sich nach ihrem James verzehrende Moneypenny durch ein einen nicht minder nach Bond verzehrenden Mann ersetzt würde und man fantasierte bereits welche der wirklich starken weiblichen Darstellerinnen eine glaubhafte und femini-psychopathische Bösewichtin abgeben würde. Stellen Sie sich mal dazu eine weibliche Ikonin wie Susan Sarandon, Uma Thurman, Gena Davis oder Glen Close vor, um nur einige zu nennen. Allein dieser Traum ist ausgeträumt, die ‚Gender-Blase‘ ist geplatzt — wenigstens derzeit und wenigstens im Rahmen der Bond-Mythologie. In „Casino Royal“ (2006) werden wir mit der neuen Wahrheit schonungslos konfrontiert — Bond ist nicht weniger psychopathisch als seine Gegner, er arbeitet nur zufällig für die ‚richtige‘ Seite. Für diesen Job braucht man weder besonders gebildet sein, noch besonders gute Umgangsformen besitzen und Emotionen und vielleicht gar ein Gewissen zu haben wäre eindeutig ein Jobhindernis. Bond’s Körper wird uns dargeboten, zunächst als Blickfang – Craig entsteigt den Meereswellen ebenso schaumgebadet wie Halle Berry einen Film zuvor. Aber sein Körper ist auch verletzlich geworden, er blutet, er hat Narben und seine Männlichkeit wurde wohl auch noch nie so direkt bedroht. Die KritikerInnen bejubeln den angeblich neuen Realismus des Bond-Mythos. Angeblich? Bond

auf etwas realistischere Füße zu stellen ist nicht neu, das hat man schon 1989 in „Lizenz zum Töten“ mit Timothy Dalton versucht — damals in Zeiten des Big Business und des Easy Going Man noch ein Flop, heute ein Volltreffer. Realismus? Wie realistisch sind die Parcouring-Szenen wirklich, wie wahrscheinlich ist es, dass Bond auch nur eine dieser wahnsinnigen Verfolgungsjagden überlebt, wie medizinisch nachvollziehbar ist es, dass dieser Mann nach der ‚Sesselszene‘ in Casino Royal dem weiblichen Geschlecht noch etwas zu bieten hat? Gehen wir jetzt in den neuen Bond — „Ein Quantum Trost“ —so werden wir zu allererst vom Kinoplatz überwältigt, dass diesen Mann mit einem übergroßen, überphallischen, automatischen Maschinengewehr zeigt — ein Gewehr übrigens, das er dann den ganzen Film hindurch nicht benützt. (Vielleicht braucht er das ja jetzt!) Der Film steigt dann unmittelbar in eine überaus hektisch geschnittene Verfolgungsjagd am Gardasee ein, die uns in derselben Sequenz nach Carrara bringt und dann in Siena endet — und das innerhalb von nur wenigen Minuten. Kaum ist er dort angekommen darf er nach nur einem Schluck Whiskey sofort in die nächste Verfolgungsjagd über die Dächer Siena einsteigen. Zwischen diesen beiden Szenen kommt eines der wenigen ‚Bond‘-Zitate, nämlich ein klassischer Bondvorspann. Tolle Musik, Bond in ‚testosteronen‘ Posen und weibliche Körper — übrigens mit Rundungen — die dem Wüstensand entsteigen. Ein Vorspann eigentlich, der dem vorgeblichen ‚Verismo‘ nicht wirklich gerecht wird und in der Form - mit zugegebenermaßen anderer Musik - auch in den 70er, 80er und 90er Jahren so durchgegangen wäre.

Dieser Bond ist ein kaputter Mann — „beschädigte Ware“ — wie das auch der Bösewicht so treffend formuliert; wir sehen ihn den ganzen Film hindurch nur Alkoholisches trinken — zu essen braucht dieser Mann nichts mehr. Das Töten passiert ihm, wobei wir eine ‚Hinrichtungsszene‘ (Port au Prince) erleben, wo der Regisseur sogar noch auf die musikalische Untermalung verzichtet, eine quasi-dokumentarische Darstellung eines Mordes also.

Frauenrollen in James Bond Filmen waren bis auf die späten 80er und 90er Jahre immer traditionell. Während in ‚Casino Royal‘ die weibliche Protagonistin überhaupt wieder im „Schrei und Kreisch“-Stereotyp feststeckt kann sich Kurylenko dankenswerter Weise davon wieder weitgehend befreien. Dieses Bond Girl fährt zwar nur kleine Autos und darf bei Verfolgungsjagden zur See und in der Luft nicht allzuviel machen, aber sie darf ihre Rache wenigstens selbständig ausführen. Sichtlich weiß sie auch mit einer Pistole umzugehen und braucht keinen Mann, wenn ‚der Schlitten klemmt‘. Außerdem setzt sie auch ihren Körper angenehm unzimperlich zum Erreichen ihrer Ziele ein. Ansonsten gibt es in Bonds Welt — außer der weiblichen M — keine wirklichen Frauen, nur Frauensurrogate in Form von Rezeptionistinnen, Flugbegleiterinnen, Zuschauerinnen (Siena, Bregenz), Statistinnen und (nur einer!) Bettgenossin. Letztere kommt noch direkt aus den 60er Jahren in Aussehen, Kleidung, Verhalten und auch in ihrem tragischen Ende (nackt am Bett schwarz vor Erdöl — siehe Goldfinger 1964 nackt am Bett aber vergoldet). Ach ja, und Kinder gibt es in Bond’s Welt ebenso wenig wie alte Menschen — soweit zum Realismus!

Für Psychologen ist aber die Sterbeszene von Giancarlo Giannini am Beeindruckendsten und dort fasziniert wie dieser Bond mit dem Tod seines ‚Freundes‘ umgeht. Letzterer verendet zwar schauspielerisch formvollendet in Bonds Armen was diesem ‚beschädigten‘ Mann nicht wirklich so etwas wie ein Gefühl abringt - nach Eintreten des Todes wirft in Bond einfach auf den Müll und die Kamera gibt uns eine Totale von oben.

Das Quantum Trost, das uns der Filmtitel verspricht finden wir in ein paar ganz (wort-)witzigen Bemerkungen und wir haben wieder einen sehr charismatischen Bösewicht mit einer ‚sexy voice‘. (Casino Royal hat und ja einen etwas behinderten Bösewicht präsentiert – blutige Tränen!) Bond-Bösewichter waren ja immer eine Klasse für sich, Masculinity at it’s worst‘ sozusagen; ob der jetzige Bond-Bösewicht auch unter einem Zuviel an Maskulinität leidet, darf allerdings bezweifelt werden. Neu ist aber, dass sich der Bösewicht als Umweltschützer ausgibt–er ist übrigens der einzige der auch mal etwas Gesundes, einen Apfel nämlich, essen darf. Aber wie auch immer man diesen Bösewicht und seinen schweizer Helfer interpretieren möchte, als etwas feminin, als homosexuell vielleicht, die Kategorie ‚Masculinity at it’s worst‘ ist jedenfalls schon von James Bond selbst vereinnahmt, soviel zu einem Mann der von sich selber sagt „Meine Motivation ist meine Pflicht.“

Der neue Bond ist hart aber in all seiner Brutalität doch unrealistisch – lassen wir uns doch nicht einen umkonstruierten Mythos als Realismus verkaufen!